

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 41 (1937-1938)  
**Heft:** 20

**Artikel:** Das Gastkind : Novelle [Schluss]  
**Autor:** Fischli, Albert  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672222>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.05.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Am häuslichen Herd.



XLl. Jahrgang

Zürich, 15. Juli 1938

Heft 20

## Am Sommerabend.

Aus der dumpfen Stadt bin ich entflohen  
In das weite sommerliche Land,  
Lieg' im Schatten zwischen hellen, hohen  
Ährenwogen an der Felder Rand.

Ein verklärt, ein fröhlich Weltvertrauen  
Hat die Seele schwebend eingewiegt.  
Zwischen Tränen, Schlummern, sel'gem Schauen  
Hab' ich alles Leid der Zeit besiegt.

Aller Lärm der Welt versank in Schweigen,  
Haß und Neid und alle arme Hast.  
Und ich kann mich zu der Erde neigen  
Als ein seliger, berauschter Gast.

Meinem Blute wird zu innerst eigen  
Aller Dinge Farbe, Form und Schein.  
Aus dem abendlichen Lichte steigen  
Ewige Bilder in mein Herz hinein.

Wit Vesper.

## Das Gastkind.

Novelle von Albert Fischli.

(Schluß.)

In den ersten Tagen verursachte das arg vernachlässigte Kind, unordentlich und unsauber, wie es war, den Frauen viel Mühe und Beschwerden. Mehrmals im Tag mußte es gereinigt und seine Wäsche gewechselt werden. Aber da es gut geartet und lenksam war, machte seine Erziehung erfreulich rasch Fortschritte. Schon nach Verlauf von acht Tagen hörte man keine unanständigen Redensarten mehr von ihm, und bald war es ordentlich und sauber in jedem Betracht, als ob es ein wohlgestittetes Herrenkind wäre. Und schön war es für alle, mitzuerleben, wie sein Geelchen sich zusehends entfaltete, sein Ausdrucksvermögen zunahm, und wie es mit unersätlichem Eifer von der neuen und reichen Welt, in die es versetzt worden, Besitz ergriff. Auf der Mutter Schoß sitzend, erging es sich mit Wonne in den Herrlichkeiten eines Bilderbuches, ließ sich alle die bunt

gemalten Dinge und Wesen benennen und erklären, und überraschend schnell hatte es sich die Namen angeeignet. Am Abend, wenn die Familienglieder zu Haus waren und um die Mutter mit dem Kind herumstanden, wiederholte es mit hellem Entzücken in den Augen das Gelernte. Der Vater hinwiederum mußte seine Zeichnungskunst vor ihm bewähren. Das Heft, in das er Hansrudi alles, was diesem einfiel, mit raschen Bleistiftstrichen hinwarf, wurde sogar des Kleinen liebster Zeitvertreib, er hieß es seinen Kalender und verlangte immer danach. In kürzester Frist hatten sich die weißen Blätter des Heftes mit Häusern, Türmen, Brücken, Bogen, Hühnern und Hähnen, Sonne, Mond und Sternen angefüllt, und vor allem mit Eisenbahnen. Die Eisenbahn war das höchste, was es für Hansrudi gab. Immer und immer mußte ihm der Vater eine Loko-

motive mit einer langen Wagenreihe hintendran hinkriechen, und immer mußte Hansrudi zu einem der Fensterlein hinausschauen. Schreyber versprach seinem Schützling dann wohl: „Hansrudi darf mit dem Vater auch einmal Tschitschibahn fahren.“ Dann zog die kleine Ungeduld ihn am Rock: „Komm, Vater, Tschitschibahn fahren!“ — „Nicht jetzt, morgen dann,“ mußte das Kind getröstet werden. Und mit den Worten: „Hansrudi morgen Tschitschibahn fahren,“ gab er sich zufrieden.

Eines Abends schrillte die Hausglocke. Die Mutter ging, um zu öffnen, und das Kind trippelte gewohntermaßen hinter ihr drein. Wer stand draußen? Es war Hansrudis richtiger Vater, der sich erkundigen wollte, wie es seinem Sprößling ergehe. Als er diesen vor sich sah, bedeckte er schnell das Gesicht mit der Tuchmütze, um sich unkenntlich zu machen. „Mann“, sagte der Kleine. — „Kommt nur herein,“ forderte die Mutter den Mann auf, „der Bub hat sich so gut eingewöhnt, daß es wohl keine Schwierigkeiten gibt.“ Es kostete einige Überredung, den Arbeiter zum Betreten des für seine Begriffe vornehmen Hauses zu bewegen. Im Wohnzimmer mußte er sich aufs Kanapee setzen. „Sag, Hansrudi, wer ist das?“ fragte die Mutter. — „Mann“, wiederholte das Bübchen und musterte den Fremden mit zweifelnden Blicken. Dieser hob ihn auf und setzte ihn aufs Knie. Als er ihn küssen wollte, wich der Kleine scheu zurück. „Aber, Kind, es ist ja dein Papa!“ sprach die Mutter. — „Papa,“ wiederholte der Kleine, blieb aber immer noch ängstlich abweisend, und erst als der Papa von der Mama sprach und von Willy und vom Gusteli, taute er auf und ließ es sich gefallen, daß Papa ihm mit der großen derben Hand übers Haar fuhr und sein Köpfchen an die rauhe unrasierte Wange drückte. Der Mann konnte seine Enttäuschung darüber nicht verbergen, daß die kurze Zeit der Trennung genügt hatte, sein Söhnlein ihm halbwegs zu entfremden. Frau Schreyber tröstete ihn, die Kleinen hätten's nun einmal so, aus den Augen, aus dem Sinn, und im vorliegenden Fall, wo die drei Kinder fremden Leuten anvertraut werden mußten, sei das eigentlich ein Glück gewesen oder doch jedenfalls besser, als wenn sie am Heimweh schier hätten zugrunde gehen müssen. „Adjö Papa!“ rief Hansrudi beim Abschied fröhlich von Mutters Arm und winkte dem Scheidenden mit dem Händchen.

„Sag dem Vater, wer da gewesen ist!“ for-

derte Frau Schreyber den Kleinen beim Nachtessen auf. „Papa“, rief er erfreut und noch einmal „Papa!“ Dann zeigte er auf seine bunt bemalte Tasse, die ihm Herr Schreyber am vorigen Tag von Zürich heimgebracht, und rief: „Wauwau! Muhmuh! Hüroß!“ und hatte den Papa schon wieder vergessen.

„Jetzt kommt dann bald das Christkind, und das wird dem Hansrudi noch viel schönere Dinge bringen,“ rief Adelheid dem Kleinen im Schmeichelton zu.

„He?“ fragte er halb freudig, halb zweifelnd.

„Richtig“, nahm die Mutter den Gedanken auf, „Weihnachten steht vor der Tür, eben heut früh hat der Wächter Christbäume zum Kauf ausgeschellt. Da heißt es, sich beeilen.“ Und zum Bublein gewandt, sprach sie mit erhobenem Zeigefinger: „Jetzt wird gebacken: Anisbrötlein, Zimmtsterne, Pfaffenkäpplein, Matronlein. O, o, sind die gut und süß! Und Hansrudi darf der Mutter helfen und aus dem Teig Sternlein, Fischlein, Bögeln und Säulein mit geringeltem Schwänzlein ausstechen! Ei, ei!“

„Sternlein, Fischlein, Bögeln, Säulein,“ wiederholte der Kleine und machte große Augen.

„Und das Tanti näht dir schöne Hemdlein,“ fuhr Adelheid fort.

„Und die Mutter strickt dir warme Strümpflein.“

„Hemdlein, Strümpflein,“ lachte Hansrudi.

„Und der Felix macht dir eine lange, lange Tschitschibahn,“ versprach der Student und deutete mit der Spannweite der ausgebreiteten Arme die Länge des Eisenbahnzuges an.

„Tschitschibahn, Tschitschibahn“, jubelte das Bublein und hüpfte und streckte seine Armchen hoch auf.

„Und der Vater malt dir sie mit Farbe schön an, schwarz die Locki und die Wagen gelb und blau und rot,“ verhieß ihm Herr Schreyber, der auch nicht zurückstehen wollte.

So stand das Haus Schreyber nun auf einmal im Zeichen des Sterns von Bethlehem. Die Aussicht, das schönste und reinste Kinderfest mit einem lieben Kleinen begehen zu können, deuchte alle herrlich. Waren die Weihnachten der letzten Jahre nicht irgendwie schal und dürftig gewesen, trotzdem man gut gegessen und getrunken und mit prunkvollen Geschenken nicht gespart hatte? Welcher Erinnerungsglanz lag aber auf den heiligen Abenden, da die Kinder noch klein waren! Und doch waren es die magern Jahre vor Vater

Schreybers steilem Aufstieg, als er noch ein bescheidener Angestellter mit spärlichem Gehalt war. Aber man lebte damals noch in herzlicher Gemeinschaft und Verbundenheit, war in keiner Weise verwöhnt und besaß noch die seelische Schwungkraft, sich jederzeit über den grauen Alltag zu erheben und über die geringste Frohlaune des strengen Schicksals sich mächtig zu freuen.

Und jetzt schienen mit Hansrudi jene glücklichen Tage wieder erstanden. Keines dachte an sich selber, jedes dachte nur an das Büblein und wie es ihm eine rechte Christfreude bereiten könne. Die Zeit drängte freilich gar sehr, man mußte sich sputen und durfte keinen Augenblick ungenutzt lassen, wenn man das Vorgesezte zu vollenden hoffte. Aber man fühlte sich von einem beseligenden Eifer fortgerissen, daß man keine Anstrengung spürte und froh und willig auf ein gewohntes Vergnügen, einen Regelabend oder ein Kränzchen, verzichtete, nur um mit seiner Arbeit fertig zu werden.

So wurde denn unermüdblich geknetet und gebacken, geschneidert und gestriekt, geschreinert und gemalt, und alle diese Verrichtungen geschahen in jener Heiterkeit des Gemütes, die der Lohn jedes selbstlosen Bemühens für eine gute Sache ist. Tagsüber erzählten Frau Schreyber und Adelsheid dem Büblein oft und viel vom Christkind und zeigten ihm schöne bunte Bilder mit Darstellungen des Stalles und der Krippe, den Hirten und den Königen und allem Drum und Dran. Auch sangen sie ihm fleißig die alten lieben Weihnachtslieder, und bald sumimte und trällerte er sie nach, so gut er es vermochte. Und jeden Tag begehrte er zu wissen, ob das Christkindlein heute nun komme, und seine schönen Kindesaugen glänzten vor Erwartungsfreude. Gern ließ er sich vertrösten, noch dreimal müsse er schlafen bis dahin, dann noch zweimal, und endlich hieß es: Morgen wird es da sein. Und Vater und Mutter, Tochter und Sohn hatten es geschafft und waren mit ihren Arbeiten fertig.

Vater Schreyber ließ es sich nicht nehmen, in eigener Person für den Christbaum zu sorgen. Er schleppte eine zimmerhohe Weißtanne von tadellosem Wuchs nach Hause und verbarg sie sorgsam im Keller.

Nun es galt die letzten Einkäufe zu erledigen und die letzten Vorbereitungen für das Fest zu treffen, für Hansrudis Weihnachtsfest, erinnerte sich Frau Schreyber, daß das Büblein eine kranke Mutter habe, die man schon ihm zulieb bei der

Bescherung nicht vergessen dürfe. In der Erwägung, es sei zur Zeit im Spital für ihr leibliches Wohl gesorgt, ging sie und kaufte ihr allerlei warmes Zeug, darüber sie, wieder nach Hause zurückgekehrt, froh sein mochte: Stoff zu einem Sonntagsrock und wärschafte Unterkleider. Aber wie die Sachen der Mama zustellen? Am schönsten wär' es gewesen, wenn sie der Leidenden mit Hansrudi einen Besuch hätte abstatten und ihr die Gaben aufs Krankenbett hätte legen können. Aber einmal war es ihr zweifelhaft, ob sie hiezu die Zeit fände, und dann fürchtete sie, der Kleine, der sich nun so gut bei ihnen eingewöhnt hatte, könnte, wenn er seine leibliche Mutter wieder sähe, von neuem heimwehkrank und ungeberdig werden. Vater Schreyber schlug vor, den Papa zu beauftragen, am Weihnachtstag seiner Frau das Geschenkpaket in das Spital zu bringen. Grether hatte seit jenem Besuch, da ihn sein Söhnlein kaum mehr erkannt, sich nicht mehr gezeigt. Aber man hatte von ihm allerlei nicht eben Erfreuliches erfahren. Er streiche gern in den Wirtshäusern herum, vertue die Arbeitslosen-Unterstützung mit nichtsnutzigen Gefellen im Kartenspiel und trinke zuweilen mehr Wein, als er ertragen könne. Deswegen den Stab über ihn zu brechen, davor hütete man sich im Schreyberhaus. Was sollte der arme Mensch auch in seinen vier leeren und traurigen Wänden anfangen, zumal er nicht über die Mittel und die Bildung verfügte, sich durch edlere Zerstreuungen über die einsamen Tage hinwegzuhelfen. Und eine warme und wohnliche Gemeindestube für seinesgleichen gab es im Orte leider nicht. Man einigte sich also, ihm zu berichten, er möge vorbeikommen.

Vater Schreyber wollte noch weitergehen. „Wie wär's“, meinte er, „wenn wir den Papa überhaupt zu Hansrudis Weihnachtsbaum einladen würden? Er wäre dann doch an diesem Tag, wo auch der ärmste Teufel etwas von der großen Liebe, die in die Welt gekommen, verspüren sollte, nicht sich selber überlassen und genötigt, sich im Wirtshaus einen Rausch anzutrinken.“

Adelsheid und der Student rümpften über diesen Vorschlag die Nase. Dieser ließ das Wort „Proletarierweihnacht“ fallen, und jene gab zu bedenken, dann sei man nicht mehr unter sich, habe Hansrudi nicht für sich allein, und das ganze Fest, auf das man sich so mächtig gefreut habe, sei gestört, ja verdorben.

Die Mutter aber stellte sich mit Entschieden-

heit auf des Vaters Seite: „Wer A sagt“, erklärte sie, „muß auch B sagen; es geht nicht an, mit dem Söhnlein ein großes Wesen zu treiben und den Vater, dessen Fleisch und Blut es ist, zu verachten. Der Vater des Christkinds war auch nur ein armer Zimmermann.“

„Aber immerhin kein Schnapsler und Pintenläufer,“ brummte Felix, und Adelheid bemerkte schnippisch: „Übrigens würde sich der arme Kerl bei so vornehmen Leuten, wie wir nun einmal in seinen Augen sind, nur unbehaglich fühlen.“

Die Mutter schalt: „Schämt euch mit euern schäbigen Ausreden! Wenn Hansrudi euch so lieb ist, wie ihr vorgebt, so werdet ihr auch so viel Selbstverleugnung aufbringen, seines Vaters Gegenwart zu ertragen. Soll er am heiligen Weihnachtstag ein Ausgestoßener sein, oder ist ihm nicht das Glück zu gönnen, sich als Mensch unter Menschen zu freuen?“ Sie schlug vor, das Fest in aller Einfachheit zu begehen, um ihn ja nicht in Verlegenheit zu setzen. Kein Silbergeschirr, kein üppiges Mahl, sondern ein einfaches Essen mit dem alltäglichen Gedeck. Und die Bescherung der Großen wolle man ganz weglassen, die könne nachher noch eintreten, wenn man unter sich sei. Nur das Büblein solle unter dem Weihnachtsbaum beschenkt werden, und allerdings müsse auch für ihn, den Papa, etwas abfallen. Wenn man so vorgehe, werde er sich sicherlich nicht fremd und bedrückt fühlen.

Vater Schreyber unterstrich mit beifälligem Nicken den Antrag seiner Frau. Der Student brummte ein halb feierliches, halb höhnisches Placet. „Schad' um die Gans,“ glaubte er immerhin noch beifügen zu müssen. „Die holen wir am Neujahr nach,“ spottete Adelheid, „nicht wahr, Vater!“ —

Und es wurde dann ein Weihnachtsfest von der schönsten Art, trotz des Verzichtes auf den Gänsefchmaus und obgleich der Papa zugegen war. Frau Schreyber hatte zuvor in aller Heimlichkeit im Kleiderschrank ihres Mannes Nachschau gehalten und einen noch recht anständigen Anzug entdeckt aus den Zeiten, da sein Träger noch mager und schlank gewesen, den hatte sie Grether zugehalten und ihm auch für ein sauberes Hemd gesorgt. Und ihm zugleich das Geschenkpaket für seine Frau zugeschickt. Er solle es ihr mit den besten Grüßen am Weihnachtstag in das Spital bringen und sich auf den Abend zum Christfest einfinden.

Er erschien denn auch pünktlich beim Einnach-

ten, sauber herausgeputzt, so daß alle, aufs angenehmste überrascht, ihn freundlich willkommen hießen. Vater Schreyber gab, mit einem Seitenblick auf Grethers Bekleidung, seiner Frau einen Augentwink; aber nicht einen vorwurfsvollen, sondern einen, der etwa heißen sollte: „Das hast du gut gemacht, ich bin mit dir zufrieden.“ Dann verschwand er in die gute Stube, um den Christbaum anzuzünden.

Das silberne Glöckchen ertönte, die Tür ging auf, zauberhafter Lichterglanz flimmerte den Eintretenden entgegen, und von der Mutter und dem Papa geführt, überschritt Hansrudi die Schwelle des Heiligtums. Wie machte er große, große Augen, als er das tausendfältig strahlende Baumwunder sah. Er stand da und starrte in das unbegreiflich Herrliche dieses Glanz- und Farbenspiels, ohne daß er einen Laut von sich gab. Dann blickte er die Erwachsenen der Reihe nach staunend an, und wieder zog ihn die Lichterpracht in ihren Bann. Auf ein Zeichen der Mutter setzte sich Adelheid ans Klavier und stimmte eines der alten Weihnachtslieder an, und alle sangen mit frommem Ernst die Weise, und auch der Papa tat mit und wies sich über eine gar nicht üble Stimme aus. Zwar zog er bei den großen Sprüngen der Melodie die Töne nach der Unart des Volkes gefühlsfelig ineinander, wodurch Felix jeweils zu einer Grimasse gereizt wurde, bis er sah, daß niemand von den andern sich durch diese Mißklänge in der Andacht stören ließ. Da brachte auch er es fertig, sie geflissentlich zu überhören.

Als das Lied verklungen war, nahm die Mutter das Büblein an der Hand und führte es an seinen Gabentisch. „Was hat es denn da, schau einmal!“ — „Strümpflein, Hemdlein!“ rief er freudig, nahm die mit roten Bändern umschlungenen Sachen und trippelte damit zum Papa. „Ei, wie schön“, sprach dieser, „wer hat dir denn das alles gemacht?“ — „Mutter, Tanti,“ rief der Kleine. Und jetzt trat der Vater hinzu und legte ihm ein großes Buch voll bunter Bilder auf die Armchen. Allsogleich schlug er es auf und wies mit dem Fingerchen auf das Titelblatt, indem er auffauchtete: „Hüroß! Muhmuh! Wauwau!“ Und jetzt entdeckte er auch noch ein Schweinchen und machte „Sucksuck! Sucksuck!“, und alle lachten. Er wollte sich in die weiteren Herrlichkeiten des Buches verlieren, aber schon ergriff ihn Felix am Wickel und lenkte seinen Blick auf die lange, bunt bemalte Tschitschibahn, die halb versteckt



Michel.

Prof. S. Kaulbach.

unter dem Baum stand. Hansrudi zog sie an der Schnur unter dem Baum hervor und frohlockte in einem fort. „Tschitschibahn, Tschitschibahn!“ Nun aber entnahm der Papa seiner Tasche ein kleines Paketchen und öffnete es, indem er sich abkehrte; man hörte das Aufziehen einer Feder, und jetzt bückte er sich und stellte ein blechernes Lokomotivchen auf den Fußboden, und als er es losließ, lief es von selbst ein paarmal im Kreise herum, schlug dann an der Wand an und schnurrte vollends ab. Hansrudi geriet beinah

außer sich vor Begeisterung. Er brachte das abgelaufene Maschinchen dem Papa und fieberte vor Ungeduld, bis es wieder in Gang gebracht war. Der großen Eisenbahn, an die Felix und der Vater soviel Mühe gewendet hatten, schenkte er vorläufig keine Aufmerksamkeit mehr. Der Papa war sichtlich stolz über die Wirkung seines Geschenkchens. Felix murmelte verdrießlich: „Natürlich Warenhauskitsch,“ aber der Vater stieß ihn an, er möge sich beherrschen. Schon beim vierten oder fünften Aufziehen der Feder gab es

einen Knacks, und das Lokomotivchen war kaput. Der Papa selbst tröstete den Kleinen, dem das Weinen zuborderst war, indem er ihn auf die große schöne Tschitschibahn verwies. Und wirklich wandte sich Hansrudi wieder ihr zu und zog sie, Zischlaute ausstößend, im Kreise herum, und so erlebten Vater und Sohn Schreyber die baldige Genugtuung, daß ihr Werk doch zu der wohlverdienten Ehre kam.

Tanti mußte sich wieder ans Klavier setzen. „Stille Nacht, heilige Nacht!“ wurde gesungen. Und dann griff sich Frau Schreyber an den Kopf und sprach: „Ei, was hab ich doch vergessen!“ Und eilig huschte sie hinaus. Adelheid aber rief: „Aber da ist ja auch ein Päcklein für deinen Papa! Schau, Hansrudi, du darfst es ihm bringen!“ Und der Kleine nahm das in schönes, buntes Papier eingeschlagene, mit einem Goldfaden zusammengeschnürte und mit einem Tannenzweig geschmückte Geschenk und brachte es dem Papa. Grether empfing es überrascht und bewegt, wagte aber nicht, es zu öffnen, bis er von Vater Schreyber und Adelheid wiederholt dazu aufgefordert worden war. Es enthielt warme Unterkleider, ein Paar Hosenträger, ein Duzend farbige Taschentücher und eine Pfeife mit dem dazu gehörigen Tabak. „Postausend, was für schöne und nützliche Sachen,“ rief Grether aus und zeigte Hansrudi seine Schätze. Und dann trat er vom Vater zum Sohn und zur Tochter und auch zur Mutter, die eben mit gefüllter Schürze wieder hereinkam, und reichte jedem die Hand und stammelte unter strömenden Tränen, das sei zuviel des Guten, und er könne gar nicht genug danken für all das, was man an ihnen tue. Man suchte ihn zu beschwichtigen, es sei nicht der Rede wert; es komme alles von Herzen, und er solle es nur ruhig annehmen.

Jetzt enthüllte die Mutter die Heimlichkeiten in ihrer Schürze; es waren eine Anzahl kunstvoll geschnitzter und schön bemalter Krippenfiguren. Sie waren ihr dieser Tage, als sie oben in der Kumpelkammer sich zu schaffen gemacht, in die Hände gekommen. Man hatte sie lange nicht mehr gebraucht, und sie hatte sich vorgenommen, sie an Hansrudis Weihnachten wieder ans Licht zu ziehen, es dann aber im Trubel der vorweihnächtlichen Vielgeschäftigkeit vergessen, bis ihr jetzt durch die Liederstrophe vom trauten, hochheiligen Paar und vom lockigen Knaben das Vorhaben wieder ins Gedächtnis gerufen wurde. Nun stellte sie die frommen Gestalten alle auf dem Klavier auf: da war die liebliche, demütig auf das Jesu-

lein auf ihrem Schoße geneigte Maria, da der heilige Joseph mit ehrfürchtiger Gebärde, hinter ihm das Schslein und das Efelein, auf der andern Seite drei herbeieilende Hirten, ein vorausstürmender Jüngling, die Linke erhoben, in der Rechten ein Horn, ein kräftiger Mann in der Mitte mit einem Lämmlein auf den Armen, zuhinterst ein Greis, an einem langen Stab gehend, und ein zottiges Hündlein kam ihm nachgesprungen. Zu beiden Seiten der Gruppe stellte zu ihrer Beleuchtung Frau Schreyber ein paar brennende Weihnachtskerzen auf.

Die Wirkung dieses Krippenbildes auf Hansrudi war ganz unbeschreiblich. Er ließ sich auf den Klavierstuhl heben und hatte für nichts anderes mehr ein Auge, sondern blickte nur immerfort auf das bunte Schnitzwerk, als sei es der Inbegriff aller Herrlichkeit. Gerührt von seinem kindlichen Glück ließ man ihn gewähren.

Frau Schreyber wandte sich jetzt mit gedämpfter Stimme ihrem großen Weihnachtsgast zu: „Hört, Grether, ihr habt uns ja noch gar nicht erzählt, wie ihr's heute im Spital getroffen habt. Was macht Euere Frau? Geht es ihr besser?“

„Gott Lob und Dank, ja“, berichtete er, „ich mußte nur staunen, als ich sie wieder sah. Sie ist gar nicht mehr so mager und durchsichtig, hat auch ein wenig Farbe auf die Wangen bekommen. Ich hab ihr nicht genug erzählen können von Hansrudi und den andern Kindern. Sie hat schrecklich Langezeit nach ihnen und freut sich, es ist nicht zu sagen, wie sehr, auf das Heimkommen. Sie kann den Tag schier nicht erwarten. Nun, wenn sie weiter so gute Fortschritte macht, wird es auch nicht mehr allzulange gehen bis dahin.“

„Wir wollen es hoffen“, erwiderte Frau Schreyber, „es wäre ihr auch zu gönnen. Aber immerhin muß sie dann doch im Anfang noch geschont werden, man darf ihr nicht gleich wieder die ganze Last des Haushaltes und aller Kinder aufbürden. Das wäre entschieden unvernünftig, meint Ihr nicht auch?“

Und Herr Schreyber, der die Gedanken seiner besorgt auf Hansrudi blickenden Frau erriet, fügte hinzu: „Der Kleine da kann ja gut und gern noch einige Wochen bei uns bleiben.“

„So etwa, bis der Osterhas kommt,“ mischte sich nun auch Adelheid ein.

„Oder bis das Neujahr im Sommer ist,“ schlug Felix vor, und alle lächelten.

Grether aber zuckte die Achseln. „Man kann

ja sehen", meinte er, „aber allzulange wird sie es bestimmt nicht ohne den Buben aushalten. Sie hängt gar sehr an den Kindern.“

Es trat eine beklommene Stille ein. Die Herzen waren beinahe heruntergebrannt. Einer plötzlichen Eingebung folgend, holte die Mutter die Bibel hervor und las mit bewegter Stimme die Weihnachtsgeschichte aus dem Evangelium des Lukas. Alle hörten mit Andacht zu, und sowie Hansrudi noch immer in seliger Verzückerung vor dem zauberhaften Gebilde saß, so fühlten sie sich, wie noch nie zuvor, von der einfachen Größe dieses Berichtes gerührt und überwältigt, als ob sie die Frohbotschaft zum erstenmal vernähmen.

Indem man sich nun anschickte, ins Eßzimmer hinüberzugehen, um das wohlzubereitete Mahl zu genießen, hob die Mutter das Büblein vom Klavierstuhl herunter, und in einer Aufwallung zärtlichsten Liebesgeföhls schloß sie es in die Arme, und, Wange an Wange gelegt, rief sie aus: „O du Herzensschatz! Du unser Christkindchen, unser kleines Heiländchen!“ —

An diesem glücklichen Abend ahnte niemand, daß das Gastkind durch die dunkle Nacht des Schmerzes noch inniger mit dem Haus verbunden werden sollte. Aber am nächsten Morgen lag es, nach unruhiger Nacht, mit bleichem Gesicht, die feuchtglänzenden Augen schwarz umschattet, in seinem Bettchen. Die Geschenke, die am Vorabend es so beglückt hatten, das bunte Bilderbuch, die Tschitschibahn, die Hemdlein und Strümpflein, ließen es völlig kalt. Felix, der angehende Arzt, verschob seine Abreise in die winterlichen Berge. Erst glaubte man, Hansrudi habe sich mit den Weihnachtsfüßigkeiten den Magen verdorben. Aber es zeigte sich bald, daß es sich um Schlimmeres handelte. Er wurde erschreckend blaß, mühsam ging sein Atem, und ein übler Geruch entströmte seinem Mund. Hilflos und traurig lag er da und war nicht zu bereden, auch nur die geringste Nahrung zu sich zu nehmen. In großer Bestürzung umstanden Eltern, Tochter und Sohn sein Bettchen und erwarteten die Ankunft des Arztes, den Felix, eine ernstliche Kinderkrankheit vermutend, telephonisch herbeigerufen hatte.

Eine Stunde später lag Hansrudi im Kinderhospital der nahen Stadt. Der Doktor hatte ihn in seinem Wagen dorthin gebracht, und Herr Schrenber und Felix hatten ihn begleitet. Die Frauen waren in Angst und Bangen daheim geblieben.

Auf den Mittag kehrten Vater und Sohn zurück. Sie brachten bösen Bericht. Es liege bei Hansrudi eine schwere Form der Diphtherie vor, und der Ausgang sei trotz der sofort erfolgten, sehr starken Einsprizung von Heilserum ungewiß. Auf diese Kunde sank Frau Schrenber ihrem Mann mit einem Schmerzensschrei in die Arme: „O Gott, das arme Kind, wenn es sterben müßte!“ rief sie verzweifelt aus. Auch Adelheid weinte. Die Männer standen mit verstörten Mienen da.

Unter bedrückendem Schweigen saß man beim Mittagsmahl. Wie weh tat die Leere zwischen Vater und Mutter, wo sonst Hansrudis Platz war. Felix unterbrach endlich die quälende Stille. Aber sein Versuch, zu trösten, mißlang, denn die Versicherung, die Krankheit nehme dank der heutigen Heilmittel meist einen günstigen Verlauf, erhöhte nur die Zweifelsangst. Was half es, wenn von zehn schwerkranken Kindern neun mit dem Leben davontommen, wenn Hansrudi gerade das zehnte war? Die Vorstellung, der Tod könnte dieses holde junge Leben hinwürgen, das Licht dieses strahlenden Augenpaares auslöschen, den einschmeichelnden Klang dieses Kindermundes zum Verstummen bringen, erfüllte alle mit unaussprechlicher Traurigkeit. Frau Schrenber begann zu schluchzen: „Ach, wenn das Entsetzliche geschähe, es ist mir, ich möchte auch nicht mehr leben!“ Und ihr Mann sprach mit einer Stimme, in der das verhaltene Weh zitterte: „Wenn er unser eigen Fleisch und Blut wäre, wir könnten ihn nicht lieber haben.“

Das Telephon klingelte. Alle schrakten auf, aber niemand wollte den Anruf abnehmen. Es konnte ja die Nachricht von Hansrudis Tod sein. Da raffte Felix sich auf und begab sich an den Apparat. Es war eine Fehlverbindung. „Dem Himmel sei Dank,“ seufzte die Mutter erleichtert auf.

Jetzt läutete die Hausglocke. Adelheid ging, um zu öffnen und führte den wild erregten Papa herein. Kaum hatte ihn Frau Schrenber erblickt, strömten ihr wieder Tränenbäche aus den Augen: „Hansrudi sei gestorben,“ rief er aus, „Hansrudi sei tot,“ und zog ein großes rotes Sacktuch hervor und heulte krampfhaft darein. Vater Schrenber nahm Grether am Arm: „Faßt Euch,“ suchte er ihn zu beruhigen, „Hansrudi lebt noch. Allerdings ist er schwer krank und schwebt in großer Gefahr. Aber so lang ein Fünkchen Leben in



ihm ist, dürfen wir hoffen, daß er sich wieder erholt." Grether nahm das Sacktuch vom Gesicht und schaute mit verweinten Augen von einem zum andern. Die kummervollen Mienen, denen sein Blick begegnete, entfesselten seine Schmerzraserei von neuem. „Hansrudi muß sterben, unser lieber Hansrudi, jetzt, wo es seiner Mutter wieder besser geht und wo wir glaubten, bald wieder alle beisammen zu sein. Hansrudi, du kannst nicht sterben, ein solches Leid wirst du uns nicht antun. Wenn ein gerechter Gott im Himmel ist, darf er dich uns nicht wegnehmen.“ Er ließ sich auf den Stuhl sinken, heulte unter heftigem Kopfnicken wieder wild und fassungslos in sein rotes Tuch hinein und erfüllte mit seinem an- und abschwellenden Jammergeschrei das Zimmer. Die Unbeherrschtheit, in der er einen Schmerz äußerte, wirkte auf die Männer ernüchternd und abstoßend. Vater und Sohn blickten unmutig und verließen nacheinander das Gemach. Die Hausfrau forderte die Tochter auf: „Geh und stelle Grether etwas zu essen auf, er ist gewiß hungrig. Ein Rest kalter Braten ist noch vorhanden, und ein Glas Wein wird er auch nicht verschmähen.“ Der Papa wehrte ab, sprach aber dann Speise und Trank kräftig zu. Nachdem er sich gestärkt und beruhigt hatte, entließ ihn die Mutter mit der Erlaubnis, er dürfe täglich vorbeikommen und fragen, wie es mit Hansrudi stehe. Noch ermahnte sie ihn, vorerst seiner Frau gegenüber zu schweigen, da sie als Genesende dringend der Schonung bedürfe.

Es folgten noch mehrere Tage der Trübsal und Angst, eine unendlich lange Frist deuchte es die Schreyberleute, die ohne Aufhören stündlich um das Leben des Lieblings zitterten und bangten. Jeden Morgen und jeden Abend wurde im Spital angefragt, und immer lautete der Bescheid, Hansrudis Zustand habe sich nicht geändert, die Gefahr sei also nach wie vor groß, daß er dem wütenden Ansturm der Krankheit erliege.

Der Student gab seine Fahrt in die Winterferien gänzlich auf; er blieb zu Hause. Hier ging es ungewohnt still her. Man schritt auf leisen Sohlen, man sprach wenig und mit verhaltener Stimme. Aber jedes wußte vom andern, was es fühlte und dachte. Es war die eine Furcht und der eine Kummer, der alle verbunden hielt. Der Papa stellte sich regelmäßig am Abend ein, empfing den traurigen Bericht und ein gutes Nachtessen. Er war nicht mehr der Außenstehende, der

arme Arbeitslose, er war in die Leidgemeinschaft eingeschlossen.

Endlich am Neujahrstage kam die frohe Kunde, der Kleine habe nun die Krise glücklich überstanden. Welches Aufatmen und welche Erlösung aus folternder Qual! Man machte dem Papa Bericht, er möge sich zum Mittagessen einfinden. Die Mutter empfing ihn mit dem Jubelruf: „Hansrudi ist gerettet!“ — „Gott sei Dank!“ frohlockte er, „wie wird sich Mama freuen!“ Frau Schreyber sah ihn groß an: „So habt Ihr also doch geschwakt,“ warf sie ihm vor. „Nein“, suchte er sich auszureden, „aber als ich an ihrem Bette saß, mußte ich immerfort an Hansrudi denken, da lief mir von selbst das lautere Wasser aus den Augen, und so ist eben alles an den Tag gekommen.“ — „Aber Grether“, tadelte ihn Frau Schreyber, „Ihr hättet Euren Mann stellen sollen; hoffentlich hat Euere Schwachheit keine schlimmen Folgen für sie. Jedenfalls müßt Ihr gleich nach dem Essen zu ihr ins Spital gehen und ihr den großen Kummer abnehmen.“

Das Mittagsmahl war endlich wieder einmal eine frohlaunige Angelegenheit. In dessen Verlauf plakte Adelheid mit der Bemerkung heraus: „Nemine, jetzt haben wir die vorgehabte Gans doch vergessen!“ — „Die sparen wir auf einen andern Glücksfall auf, zum Beispiel für deine Verlobung, die ohne Zweifel in diesem so verheißungsvoll beginnenden Jahr fällig werden muß,“ spöttelte Felix. „Oder für deinen Doktor,“ gab ihm die Schwester zurück, „der allerdings nicht so todsicher eintreffen wird.“ — „Jedenfalls wäre sie hier angebrachter als dort“, meinte Felix, „denn wenn ich meinen Abschluß schwarz auf weiß habe, bin ich bereits jenseits der Gefahr des Durchfalles, wenn du aber dein Verlöbniß feierst, so weißt du nicht, ob dir nicht ein Hereinfall passiert.“ — „O Felixlein“, witzelte Adelheid überlegen, „glaub' mir, ich werde schon aufpassen, ich hab' nicht umsonst reichlich Gelegenheit gehabt, an meinem Herrn Bruder den Mann zu studieren, wie er nicht sein soll.“ Und sie hatte damit die Lacher auf ihrer Seite. Auch der Papa, der nicht nachkam, lachte wenigstens der Spur nach. Felix machte dem Ärger des Unterlegenen mit dem Reim Luft:

„Ich hab' nicht gern des Gänseleins Geschnatter und  
Schnabelhieb,  
Als knuspriger Braten wär's mir schon eher lieb,“

und führte damit das Gespräch an seinen Ausgangspunkt zurück. „Den Gänsebraten,“ sprach

Vater Schreyber feierlich, „wollen wir denen gönnen, die ihn brauchen, um heute vergnügt zu sein, wir haben ihn wahrhaftig nicht nötig.“

Am Sonntag darauf reisten die Schreyberleute mit Grether in die Stadt, um Hansrudi zu besuchen. Sie durften zwar den Raum nicht betreten, wo er lag, sondern ihn nur von weitem durch die geöffnete Tür sehen. Aber ihr Glück war doch ohne Grenzen, als er ihnen zulächte und „Papa, Mutter, Vater, Tanti und Felix“ zurief.

Mit ungeduldiger Freude wurde seine Heimkehr erwartet. Es traf sich, daß diese gerade mit der Entlassung der Mama aus dem Spital zusammenfiel. Herr Schreyber bestellte einen Taxi, und mit seiner Frau und Grether fuhr er in die Stadt, die beiden Wiederhergestellten heimzuholen. Im blumengeschmückten Eßzimmer feierte man bei Kaffee und Kuchen die überstandenen Nöte. Mit Stolz zeigte Hansrudi der Mama sein schönes weißes Bettchen, sein Bilderbuch, seine Tschitschibahn, und als seine Eltern weggingen, sagte er ihnen vergnügt Lebewohl. —

Nun war also das herzige Büblein wieder da und erfüllte mit seiner Fröhlichkeit und seinem Lachen und Singen das Haus. Wie gern hätte man es für immer behalten! Aber da es nicht sein konnte, genoß man die Wonne seiner Gegenwart geradezu mit Inbrunst, überschüttete den Kleinen mit Liebesbezeugungen und suchte sich sein Bild, den Klang seiner Stimme und den schelmisch heitern und großerstaunten Ausdruck seiner schönen Augen fest und unverlierbar einzuprägen, um jederzeit im Stande zu sein, im Nachgenuß dieser glücklichen Wochen zu schwelgen. — Schon mehr als drei Monate hatte die Herrlichkeit gedauert. Hansrudis Mama war wieder ordentlich zu Kräften gekommen. Der Papa hatte in einem Kohlengeschäft vorübergehend als Hilfsarbeiter Verdienst gefunden. Bereits waren die beiden Brüderlein des Kleinen wieder zu ihren Eltern zurückgekehrt. Man wußte also, daß das Ende bevorstand. Aber man redete nicht gern davon, trotzdem man manche Tage lang vor dem Abschied gebangt hatte. Als die Stunde der Trennung dann schlug, fühlte man sich jählings überrascht und wußte sich mit dem Unabänderlichen fast nicht abzufinden.

Die Mutter war beim Eintreffen der Unglücksbotschaft allein zu Hause gewesen. Sie brauchte kein Wort darüber verlauten zu lassen. Man fühlte es ihrem gedrückten Wesen ab, was vorgefallen war.

Man setzte sich zum Nachtessen. Aber es wollte kein richtiges Gespräch in Gang kommen. Nur Hansrudi war fröhlich und verzehrte mit gutem Appetit seine Milchbrocken. „Heiß!“ sagte er beim ersten Löffel und: „Vater blasen!“ Und dann aß er so anständig, ohne zu schmazen, ohne das Mündchen zu überfüllen, ohne ein Tröpflein zu verschütten. „So erzähl' jetzt, wer dagewesen ist,“ forderte ihn die Mutter auf. Ein Leuchten ging über sein Gesichtlein: „Mama!“ sagte er. — „Und wer noch?“ — „Willi, Gusteli!“ — Nach einem Weilschen meinte er: „Hansrudi auch Mama gehen, he?“ — „Ja“, erklärte ihm die Mutter, „Hansrudi morgen Mama gehen!“ — „Hansrudi morgen Mama gehen!“ jubelte er. Sein Glück erfüllte die andern mit wehmütiger Nührung. Man machte ihm Musik, um nicht sprechen zu müssen.

Als die Mutter ihn, wie gewohnt, zum Schlafen bereit gemacht hatte, gingen auch der Vater, Felix und Adelheid hinauf und umstanden sein Bettchen. Frau Schreyber neigte sich auf den Kleinen herab: „Komm, Hansrudi, beten.“ Er legte die Händchen ineinander und schaute sie mit großer Bewunderung an. Sie betete auch so ernst und andächtig, als gälte es, dieses geliebte junge Leben in diesem einen Augenblick für Zeit und Ewigkeit in den Schutz und die Obhut der göttlichen Allmacht zu befehlen:

„Breit aus die Flügel beide,  
O Jesu, meine Freude,  
Und nimm dein Rüklein ein,  
Will Satan es verschlingen,  
So laß die Englein singen:  
Dies Kind soll unverletzt sein!“

Unten hielt man noch Familienrat. Adelheid fand es einfach schade, daß Hansrudi wieder in seine armselige und unerfreuliche Umgebung zurück müsse. So frisch und gesund sehe er aus, so gut geartet sei er und nun so wohlerzogen. Ja, meinte Felix, morgen werde er eben leider wieder ein Drecksbub sein, wie ein Schweinchen fressen und wie ein Stallknecht fluchen. „Es ist ein Elend,“ seufzte Adelheid. „Und ein Jammer um seine Gaben,“ ergänzte Felix, „denn ein grundgescheites Kerlchen ist er ohne Zweifel, und man könnte etwas Rechtes aus ihm machen.“

„Seien wir nicht zu ängstlich“, mahnte die Mutter, „eines ist sicher, mögen seine Erzeuger auch noch so arme und ungebildete Leute sein, lieb haben sie ihn, und Größeres als die Liebe kön-

nen Eltern ihren Kindern nicht schenken. — Und dann: wer weiß, ob er in der Schule der Armut und Entbehrung nicht besser auf das harte und unerbittliche Leben vorbereitet wird als in der Verwöhnung und Verzärtelung, die er ohne Zweifel bei uns erfahren würde?"

„Gewiß“, bestätigte Herr Schreyber, „und übrigens sind wir ja immer auch noch da, um zu raten und zu helfen, wo es nottut. Er soll es wissen und fühlen, daß er nicht nur einen Papa und eine Mama hat, sondern auch einen Vater und eine Mutter.“

### Willkommen.

Und immer, wenn ein Menschlein Einzug hält  
auf unster armen, dunkeln Erde,  
ist mir, es sei ein kleiner Friedensheld,  
der uns ein Leuchten bringen werde.

Und immer, schließen Äuglein groß sich auf,  
ist es ein Segnen, wie von Sonnen; —  
beginnen Füßchen rosigfroh den Lauf,  
sind Mut und Glaube neugewonnen.

© Leben, ja, dein Quell ist rein und tief,  
voll starker, heiliger Gewalten:  
Was in der Brust an Traum und Hoffnung schlies,  
das willst vollkommen du gestalten!

Elisabeth Luz.

### Edmondo De Amicis.

Von Alfred Stucki.

Edmondo De Amicis war um die Jahrhundertwende Italiens größter, beliebtester und erfolgreichster Schriftsteller; kaum einer hat zu jener Zeit ein gewählteres Italienisch geschrieben als er. Auch im Ausland fanden seine spannenden, gemütvollen Erzählungen, Novellen und

Reiseschilderungen einen überaus großen, dankbaren Leserkreis. De Amicis Schriften sind wirklich für jung und alt eine überaus gesunde, gehaltvolle Geisteskost, was von den meisten Werken des modernen italienischen Schrifttums leider nicht mehr gesagt werden kann. Durch sein treffliches Jugendbuch „Herz“ hat unser Dichter sogar im vollsten Sinne des Wortes Weltruhm erlangt.

De Amicis wurde am 21. Oktober 1846 in Oneglia bei San Remo an der Riviera geboren. Sein Vater war ein intelligenter, pflichtbewußter Mann, der auch Bücher liebte und sich für Kunst und Wissenschaft interessierte. Zu seinen Kindern hatte er wohl eine überaus große Zuneigung, doch verehrte er sie nicht so närrisch, wie es bei italienischen Eltern sonst so oft der Fall ist. Zwei Jahre nach Edmunds Geburt siedelten die Eltern nach dem kleinen piemontesischen Städtchen Cuneo über, wo der Knabe eine frohe, glückliche Jugend verlebte. Die Landschaft erinnert dort in mancher Beziehung an den Tessin; vor der Stadt dehnen sich grüne Wiesen und weite Weinberge aus, und im nahen Westen grüßen die Mittelmeer-Alpen. Das Elternhaus war weit und lustig; die Eltern führten eine Ablage der königl. Salz- und Tabakregie. Zweimal jede Woche füllte sich der große Hof des Elternhauses mit den Wagen der Wiederverkäufer, die von den entlegensten Dörfern herbeikamen, um sich mit Salz und Tabak zu verproviantieren.



Edmondo De Amicis.